

Franz Wimberger

Lebenswende statt Lebensende

Reise meiner Herzensbildung



Copyright © 2016 Franz Wimberger

Franz Wimberger Ministry

St. Peter Straße 13, 4240 Freistadt, Österreich

www.franzwimbergerministry.at

Autor & Co-Autor: Franz Wimberger, Martina Bauer

Lektorat: Mag. Sonja Lengauer, Sonja Yeo

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johansson

Satz: Grace today Verlag

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibelzitate, sofern nicht anders angegeben, wurden der *Lutherbibel* entnommen.

Copyright © 1985 Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten. Alle Bibelübersetzungen wurden mit freundlicher Genehmigung der Verlage verwendet.

ELB *Revidierte Elberfelder Bibel* © 2006, SCM R.Brockhaus im SCM Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

EU *Einheitsübersetzung*, Copyright © 1980 Kath. Bibelanstalt GmbH, Stuttgart.

HFA *Hoffnung für alle* © by Biblica, Inc.®, hrsg. von Fontis.

NEÜ *Neue evangelistische Übersetzung*, Copyright © Karl-Heinz Vanheiden.

NLB *Neues Leben Bibel*, Copyright © 2006, SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

SLT *Schlachter Bibel*, Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft.

1. Auflage 2016

© 2016 Grace today Verlag, Schotten

Taschenbuch: ISBN 978-3-95933-036-7, Bestellnummer 372036

E-Book: ISBN 978-3-95933-037-4, Bestellnummer 372037

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

www.gracetoday.de

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	9
1. Elternhaus	11
2. Jugend und Berufsausbildung.....	17
3. Ehe und Familiengründung.....	23
4. Hausbau, Unternehmensgründung und Erfolgsgeschichte ...	26
5. Auf dem besten Weg, mein Leben zu zerstören.....	32
6. Verehrung falscher Götter wie Geld, Macht, Sex und Humanismus	35
7. Ehezerrüttung und schwere Krankheiten.....	40
8. Die drei wichtigsten Entscheidungen in meinem Leben	44
9. Verwirrspiel im Kopf.....	50
10. Gedankenveränderung durch Gottes Wort.....	55
11. Erste Schritte zur Selbstliebe	60
12. Unternehmenskrise	64
13. Konfliktbewältigung	72
14. Vom Richten und Urteilen	77
15. Die Ego-Falle	86
16. Mit der Gnade Gottes lieben lernen.....	99

17. Vom Ich zum Wir – auf dem Weg in die bedingungslose Liebe	102
18. Wie sich mein Herz veränderte	108
19. Der Glaube versetzt Berge	115
20. Die fünf Sprachen der Liebe.....	121
21. Mein Leben als Unternehmer	141
22. Dienst in Honduras	147
23. Geben, um zu bekommen	155
24. Der Kern des Evangeliums: unsere Reformation.....	160
Nachwort	199
Bibliografie.....	201

VORWORT

Dieses Buch loderte schon lange als Flamme in meinem Herzen. Nun habe ich mich entschlossen, dieses Feuer in die Welt hinauszutragen. Es ist ein Werk der Dankbarkeit, für alles, was ich in meinem Leben lernen durfte, was mich und meine Familie gerettet hat. Ich möchte meine Erfahrungen weitergeben.

Ich ging in allen Bereichen des Lebens durch schwere Krisen und scheinbar ausweglose Situationen. Es wäre nur ein weiterer Schritt gewesen, um völlig in den Tiefen von Perversion, Betrug und Gottlosigkeit zu versinken. Ich wollte nicht mehr leben und hätte beinahe alles um mich herum mit in den Abgrund gerissen: meine Familie ebenso wie mein Unternehmen. Weder Ärzte noch Psychologen konnten mir helfen. Auch die traditionelle Kirche versagte mit ihren kraftlosen Predigten. Doch dann traf ich die wichtigste Entscheidung meines Lebens, und alles hat sich seither verändert.

Meine Erfahrung ist kein Einzelfall. Ich bin mir absolut sicher, dass jeder Mensch die Möglichkeit hat, sein Leben zum Positiven zu verändern. Darum möchte ich auch dich herausfordern, diesen Schatz zu entdecken; deine wahre Identität zu finden; deine Gaben und Fähigkeiten zu erkennen und zur vollen Entfaltung zu bringen. In dir schlummert ein großes Geschenk – wecke es auf!

Dieses Buch wird dein Leben verändern und dich zu einem zufriedeneren und glücklicheren Menschen machen. Du wirst nicht

mehr derselbe sein, nachdem du es gelesen hast. Habe Mut und Vertrauen, lass dich von meiner Lebensgeschichte inspirieren.

Kapitel 1

Elternhaus

Es lag sehr viel Schnee in dieser Silvesternacht 1951, als mein Vater mit dem Pferdeschlitten zur zwei Kilometer entfernten Bahnstation fuhr, um telefonisch einen Arzt zu erreichen. Der Weg war umsonst, weil der Arzt – so wie das in dieser Nacht eben üblich ist – feierte und nicht erreichbar war. Derweilen kämpfte meine Mutter ums Überleben. Es war der 1. Januar, als ich um 0:30 Uhr im Elternhaus im oberösterreichischen Trölsberg 1 das Licht der Welt erblickte und meine Mutter dabei sehr viel Blut verlor.

Als mein Vater zurückkam, blieben ihm und der Hebamme nur noch das Gebet. Mehr konnten sie nicht tun. Es waren also keine schönen Stunden, in die ich da hineingeboren wurde, denn bereits in der Silvesternacht des vergangenen Jahres hatte meine Mutter ein totes Mädchen zur Welt gebracht. Man kann sich ausmalen, wie schrecklich diese Situation in Kombination mit der Erinnerung daran war.

Die Trauer noch nicht überwunden, der Viehbestand war aufgrund von Tuberkulose notgeschlachtet worden, der Hof war hoch verschuldet und stand kurz vor der Versteigerung – meine Eltern wollten viel, aber zu der Zeit nicht noch ein Kind. Wenngleich das alles nachvollziehbar ist, macht mich die Erinnerung daran heute noch traurig. Ich hörte auch von meiner Mutter, dass ich ein »Kind der Ablehnung« sei. So etwas hört kein Mensch gern und

schon gar nicht ein Kind, mögen die Umstände noch so furchtbar gewesen sein.

Dementsprechend schlecht war auch meine gesundheitliche Konstitution. Im Alter von zwei Jahren hatte ich bereits so starken Keuchhusten, dass ich sogar eine Erinnerung daran habe. Ich sehe es heute noch vor mir, wie ich in der Stube saß und hustete, dass ich glaubte, ich müsste ersticken – und es wollte einfach nicht aufhören. Das war schrecklich.

So gar nicht erinnern kann ich mich hingegen an liebevolle Zuwendungen meiner Eltern. Das lag aber nicht an mir, denn das ging meinen zwei Schwestern und zwei Brüdern nicht anders. Vielleicht hatte es mit der damaligen Zeit zu tun, damit, dass mein Vater seine Mutter bereits mit 13 Jahren verloren hatte oder dass der Vater meiner Mutter starb, als sie sechs Jahre alt war. Außerdem mussten meine Eltern extrem hart arbeiten. Was auch immer der Grund war, ich habe jedenfalls keine Erinnerung daran, von Mutter oder Vater liebevoll in den Arm genommen oder geküsst worden zu sein. Das Thema Liebe hatte bei uns am Hof nicht oberste Priorität. Lediglich wenn wir krank waren, erhielten wir so etwas wie liebevolle Zuwendung.

Von diesem Manko einmal abgesehen, das in der Nachkriegszeit sicher kein Einzelschicksal war, hatten wir eine gute Kindheit. Dass wir früh am elterlichen Hof mitarbeiten mussten, und zwar jeden Tag nach der Schule und in den Ferien, war für uns selbstverständlich. *Ora et labora* – Bete und arbeite. Das war die Philosophie bei uns zu Hause. Bildung hingegen hatte keinen so hohen Stellenwert. Mein älterer Bruder hatte es mit der Hauptschule probiert, aber weil er dort Englisch lernen musste und darüber schimpfte, befand mein Vater, dass wir das ohnehin nicht bräuchten und somit durften ich und mein jüngerer Bruder nur noch in

die Volksschule gehen – und zwar acht Jahre lang, womit unser Weg vorerst vorgezeichnet schien.

Während meine Mutter von der ersten bis zur letzten Klasse lauter Einser gehabt hatte, war mein Vater schulisch nicht so begabt, was wohl auch daran lag, dass er und seine Geschwister nach dem Tod ihrer Mutter auf die umliegenden Höfe aufgeteilt wurden, um bereits früh zu arbeiten. Jedenfalls vertrat er die Einstellung, dass nur Handwerk goldenen Boden habe, und damals war das, was die Eltern, und speziell was der Vater sagte, noch Gesetz.

Ungeachtet dessen, dass man mir mit dem Schulentcheid eine Chance auf Bildung nahm, war ich ein fröhliches und aufgewecktes Kind. Den Großteil der 5 ½ Kilometer in die Schule gingen wir zu Fuß, was fast immer spannend war. In der Zeit nach dem Krieg lagen auf den Wegen und abseits davon mitunter auch Waffen herum. Damit schossen wir dann einfach in die Luft oder auf Nachbars Hühner. Es gab immer viel zu entdecken und man kann sagen, dass wir ziemlich »wild« und frei aufgewachsen sind.

Die Eltern hatten gar nicht die Zeit, darauf zu achten, ob wir Hausaufgaben machten oder lernten. Sie konnten sich darum nicht kümmern. Ich für meinen Teil hatte immer recht gute Noten, wenn man in Betracht zieht, dass ich nicht sonderlich strebsam war. Meine Hausaufgaben erledigte ich in den acht Jahren kein einziges Mal zu Hause. Meist schrieb ich sie in der Garderobe kurz vor dem Schulläuten. Wenn ich mehr gelernt hätte, wären wohl auch die Noten besser gewesen, aber viel wichtiger als gute Noten oder die Schule an sich waren bei uns zu Hause eben der Kirchengang und das Beten. Die Sonntagsmesse war heilige Pflicht.

Auch in der Jugendzeit, wenn wir um 5 Uhr früh von einer Veranstaltung nach Hause kamen, mussten wir sonntags in die Kirche gehen. Niemanden interessierte, wie wenig wir geschlafen

hatten, da gab es keine Diskussion, und es war selbstverständlich, dass die gesamte Familie zur Kirche ging. Bis zum Bundesheer kann ich mich nicht an einen einzigen Sonn- oder Feiertag erinnern, an dem wir nicht im Gottesdienst waren. Allerdings kann ich mich auch nicht erinnern, von dort irgendetwas Geistliches mitgenommen zu haben. Wir waren geistlich, ja, im Sinne von religiös, aber das war es dann auch schon.

Obwohl ich getauft war, immer am Religionsunterricht teilgenommen hatte, zur Kommunion ging, gefirmt war und fast zwei Jahrzehnte lang jeden Sonntag das Glaubensbekenntnis mitsprach, wusste ich bis zu meinem 42. Lebensjahr nicht einmal im Ansatz, was Jesus Christus bedeutet. In all der Zeit konnte mir niemand etwas von einer lebendigen Beziehung zu ihm vermitteln. Alles, was ich tat, geschah aus reinem Gehorsam, Gewohnheit und Tradition. Ich erinnere mich, dass in meiner Jugendzeit das Highlight der Kirchenbesuche die anschließenden Treffen mit meinen Freunden bei der Stammtischrunde im Gasthof Hirsch waren. Da tranken wir bereits am Vormittag einige Biere – sozusagen zum Runterspülen der Kommunion. Eigentlich unglaublich, aber so war es.

Mit Gott hatte ich jedenfalls nichts am Hut. In der katholischen Jugendgruppe organisierte unser Kooperator¹ einige Male einen Bibelkreis, aber auch der trug keine Früchte und die diesbezüglichen Auswirkungen auf mein Leben sind mit Null zu verbuchen. Das waren einfach nur Verstandesdiskussionen, ganz ohne den Heiligen Geist.

Im Advent und im Mai war die Zeit des Rosenkranzbetens angesagt. Ich sehe meinen Vater heute noch vor mir, wie er dabei am Abend in der warmen Stube oft einschlief. Auch vor und nach

1 Katholischer Hilfsgeistlicher.

dem Essen wurde bei uns viele Jahre lang gebetet. Das war einfach so, aus Tradition und Religiosität. Auch meine Eltern hatten keinerlei Bewusstsein für Jesus Christus. Als ich mich später der Freien Christengemeinde anschloss, fürchteten sie zunächst, ich hätte mich in eine Sekte verirrt.

Sie waren beide bereits über 70 Jahre alt, als ich mit ihnen dieses entscheidende Gebet sprach, bei dem sie Jesus in ihr Herz aufnahmen. Als ich 44 Jahre alt war, schenkte ich ihnen eine katholische Bibel und mein Vater erzählte mir später, dass er das gesamte Neue Testament gelesen habe, und auch meine Mutter nahm die Bibel regelmäßig zur Hand und las darin. Dadurch wurde auch ihr Leben verändert und sie verbrachten ihren Lebensabend als gläubiges Ehepaar in Frieden und Freude.

Das war nicht immer so gewesen, denn wenngleich mein Vater nie Widerworte geduldet hätte, wenn es um den Kirchenbesuch ging, so führte er ansonsten in mancherlei Hinsicht kein christliches Leben. Als Kind hatte er mitbekommen, dass sein Vater mit Dienstboten im Haus ein sexuelles Verhältnis hatte, und auch er tappte als Erwachsener in diese Falle und begann ein Verhältnis mit unserer Dienstmagd. Dies bemerkten auch wir Kinder.

Das Verhältnis ging so lange, bis die Magd schwanger wurde, dann musste sie vom Hof wegziehen. Für die ganze Familie war das eine belastende Zeit. Für meine Mutter sowieso, und auch wir Kinder hatten große Angst, dass unsere Eltern sich trennen würden. Meine Mutter schaffte es jedoch, meinem Vater zu vergeben. Die beiden haben sich versöhnt und sind Zeit ihres Lebens zusammengeblieben. Das war das erste Mal – soweit ich das in meinem Alter wahrnehmen konnte –, dass ich erfahren durfte, was Vergebung bedeutet. Das war eine extreme Erleichterung für uns alle, weil uns klar war, dass die Familie ansonsten völlig auseinander gebrochen wäre. In der damaligen Zeit war das generell ein harter

Brocken, weil die Affäre auch in der Nachbarschaft bekannt wurde und für die ganze Familie eine Schande war.

Da meine Eltern aber tüchtig und fleißig waren, blieben sie trotzdem angesehene und beliebte Leute. Zumindest war das mein Eindruck, weil ich ja auch sah, wie die anderen mit ihnen umgingen und wie hilfsbereit sie waren. Im Herbst beim Dreschen halfen sich die Nachbarn gegenseitig, und da konnte ich schon erkennen, dass mein Vater als fleißiger Arbeiter geachtet und geschätzt wurde. Das war mir wichtig, weil ich meine Eltern sehr gerne hatte. Das Gleiche kann ich von meinen Geschwistern behaupten, mit denen ich noch heute ein gutes Verhältnis habe. Auch unseren Hof gibt es noch. Er wird mittlerweile von einem Sohn meines Bruders bewirtschaftet. Wir hatten nun einmal unsere Krisen, wie es sie vermutlich in den meisten Familien gibt, aber wir sind daraus auch gestärkt hervorgegangen.

Jugend und Berufsausbildung

Als ich in der achten Schulklasse war, stand die Entscheidung der Berufswahl bevor. Mein großes Vorbild war ein Freund aus der Nachbarschaft, der eine Ausbildung zum Koch und Kellner gemacht hatte und als solcher auf Schiffen in der ganzen Welt unterwegs war. Er erzählte mir von seinem Job und von seinen Abenteuern, und für mich war klar: Das wollte ich auch! Raus in die Welt, etwas erleben – danach stand mir der Sinn, das war mein Traum. Allzu lange konnte ich diesem Traum aber nicht nachhängen, denn eines Tages kamen Verwandte zu Besuch. Wir saßen beisammen und redeten über die Zukunft, die mein Vater bei der Gelegenheit gleich für mich festlegte. Nach seinen Vorstellungen hatte die nichts mit Schiffen oder Abenteuern zu tun. Mein älterer Bruder arbeitete zu dem Zeitpunkt ohnehin schon zu Hause am Hof mit, mein jüngerer Bruder sollte die Landwirtschaft erben und demzufolge auch am Hof arbeiten.

Für mich, den mittleren Sohn, wünschte er sich, dass ich Maurer werden würde, damit der alte Bauernhof neu gebaut werden könnte. Ja, mein Vater dachte sehr praktisch, und Träume hatten in seiner Realität keinen Platz, auch die meinen nicht. Ich wurde gar nicht gefragt, ob mir das gefiel oder nicht, und ich kam auch nicht auf die Idee zu widersprechen. Das Wort des Vaters war Gesetz. Wir haben von klein auf Autorität und Unterordnung gelernt und auch gelebt. An Aufbegehren war nicht zu denken. Bald

darauf ging er mit mir zum ortsansässigen Bauunternehmer und stellte mich ihm vor. Der Mann nahm mich mit Freude auf, und ehe ich mich's versah, war ich Maurerlehrling.

Ich erinnere mich ganz genau, dass, wenn ich nach Hause auf den Hof kam, ich an den drei darauffolgenden Tagen immer weinte. Meine Kollegen waren eifersüchtig, weil ich von einem Hof abstammte. In der Nachkriegszeit war man als Bauer angesehen. Ihrer Meinung nach sollte ich einmal sehen, was es hieß, auf einer Baustelle zu arbeiten, und dementsprechend bürdeten sie mir Arbeit auf. Sie fühlten sich dazu berufen, mir die harte Schule des Lebens beizubringen. Vermutlich hatten sie keine Vorstellung davon, was es – abgesehen vom Ansehen – wirklich bedeutete, auf einem verschuldeten Hof aufzuwachsen, und wie viel ich bis zu diesem Zeitpunkt bereits gearbeitet hatte.

Am ersten Wochenende, nachdem ich die Lehre begonnen hatte, fragten sie mich, ob ich mit ihnen schwarzarbeiten gehen wollte. Ich sagte ja, weil ich dazugehören und ihnen gefallen wollte. Genau so war es dann auch. Sie akzeptierten mich, und die ganze Lehrzeit über arbeiten wir jeden Samstag und oft auch am Abend gemeinsam schwarz. Mittlerweile liebte ich meinen Beruf. Es war bereits im ersten Lehrjahr, dass ich mich auch im Herzen dafür entschieden hatte. Ich war draußen in der Natur, unter freiem Himmel, und ich konnte mit meinen Händen arbeiten – all das war ich vom Elternhaus gewohnt und mochte ich. Auch zu Hause konnte ich die erlernten Fähigkeiten gut umsetzen. So baute ich zum Beispiel einen kompletten Stall neu und war öfters mit Arbeiten am Haus beschäftigt. Es gefiel mir gut, dass da plötzlich etwas stand, das ich errichtet hatte.

Ich weiß noch genau, wie stolz ich war, als ich zum ersten Mal bei der neuen Handelskammer in Freistadt vorbeifuhr. Am Bau des viergeschossigen Gebäudes hatte ich mitgearbeitet, und als ich

dann sah, was daraus geworden war, erfüllte es mich mit Zufriedenheit und Freude. Das Image eines Maurers war zwar damals nicht so gut wie heute, aber das kümmerte mich wenig, weil ich den Beruf vielseitig und interessant fand. Außerdem bekam ich von allen Menschen, für die ich arbeitete, viel Anerkennung und Respekt. Das bedeutete mir sehr viel, weil mein Mangel an Selbstwert extrem groß war, und das wurde damit einigermaßen kompensiert.

Bereits im zweiten Lehrjahr durfte ich mit der Kollegentruppe mit nach Wien fahren, wo wir am Wochenende Privathäuser innen verputzten. In der Zeit bis zum Bundesheer lernte ich wirklich viel über das Maurerhandwerk, weil damals Baufirmen noch alles machten, also vom Estrich bis zum Innen- und Außenputz. Heute gibt es dafür ja schon viele Subunternehmen, aber in der damaligen Zeit musste man das als Maurer alles können.

Durch meine Maurerkollegen, die auch meine Freunde wurden, habe ich aber nicht nur bei der Arbeit viel gelernt. Sie brachten mir auch das Rauchen und das Trinken bei. Bereits am ersten Arbeitstag zündete ich mir meine erste Zigarette an, weil ich mir so ihre Anerkennung erheischen wollte. Die Freitag- und Samstagabende sowie die Sonntage verbrachte ich mit meinen Freunden in Gasthäusern oder wir zogen von einer Veranstaltung zur nächsten. Nie wieder habe ich so viel getrunken wie in meiner Jugendzeit, und ich war auch danach kein Kind von Traurigkeit.

Das war in unserer Clique einfach so üblich und gehörte ebenso dazu wie der leichtfertige Umgang mit Mädchen und Sexualität. Ich nutzte wirklich jede Chance, die ich bekam, und das waren nicht wenige. Heute bin ich darauf alles andere als stolz, und es tut mir sehr leid, dass ich den Sinn und den Wert von Sexualität so gar nicht zu schätzen wusste, aber damals hatte ich dafür absolut kein Bewusstsein. Und das, obwohl ich in der katholischen Land-

Jugend in Freistadt sehr aktiv und zwei Jahre lang sogar katholischer Jugendführer gewesen war. Wir kamen während der Woche zusammen, machten Ausflüge, gingen zum Tanz und organisierten selbst Sonnwendfeiern, Bälle und andere Veranstaltungen. Es wurde alles unternommen, was in der Jugend spannend war. In dieser Gemeinschaft erlebte ich eine sehr lustige und schöne Zeit, bis zum Bundesheer. Bevor es ab in die Kaserne ging, musste ich aber noch die Berufsschule beenden. Da mir das Lernen nicht sonderlich schwer fiel, absolvierte ich auch die Gesellenprüfung gut.

Zu der Zeit hatte ich bereits so viel Geld verdient, dass ich mir zwei Opel Kadett hätte kaufen können, doch stattdessen lieh ich das Geld meinen Eltern, die es in den Hof investierten. Mein Vater wollte von den Banken keinen Schilling aufnehmen, und so wurde der Hof eben nur allmählich, Stück für Stück hergerichtet.

Zum Bundesheer musste ich in Allensteig einrücken, wobei ich die letzten drei Monate in Freistadt absolvieren konnte. Zweimal wurde ich gefragt, ob ich nicht Gruppenführer werden wollte, aber ich lehnte jedes Mal ab, weil ich vor den Freunden und Kollegen nicht als Streber dastehen wollte. Der Umgang mit der Waffe bereitete mir keine Probleme, da ich ja bereits als Kind damit konfrontiert gewesen war. Diese Zeit ging also relativ unaufgeregt über die Bühne, und es war mehr oder weniger das Übliche: Es wurde viel gefeiert und getrunken. Somit sah ich das eher als Fortsetzung meiner bis dahin verlebten Jugend, nur eben unter anderen Gegebenheiten.

Wenngleich ich damals wirklich mit Herz und Seele Maurer war – den Traum von Reisen in die große weite Welt hatte ich nie aufgegeben, und so meldete sich nach dem Bundesheer das Fernweh. Ich wollte hinaus in die Welt, um andere Länder kennenzulernen. So weit war die Welt vorerst zwar nicht, aber zumindest ergab sich die Chance auf einen Job in Bayern, und die wollte ich

mir nicht entgehen lassen. Hauptsache raus aus dem gewohnten Umfeld, in ein anderes Land – ich verfolgte da die Devise der kleinen Schritte und bewarb mich mit zwei Maurerfreunden bei einem großen Fertigteilwerk in Niederbayern.

Dort wurden wir mit Freude aufgenommen, und das sollte dann auch mein Arbeitsplatz für die folgenden beiden Jahre sein, in denen ich primär Fertigteilhallen montierte. In der Montage hatte ich ja keine Erfahrung, aber mit *learning by doing* und dem nötigen Einsatz ging das ganz gut. Fleiß und Strebsamkeit waren immer schon meine Stärken, und so wurde ich im zweiten Jahr bereits als Vorarbeiter eingesetzt. Gewohnt haben wir damals in einem kleinen Ort, in Unterdietfurt, 100 Meter neben der Kirche, die ich kein einziges Mal besucht habe, obwohl ich fast 20 Jahre lang streng katholisch erzogen worden und jeden Sonntag aus Tradition und Gewohnheit in den Gottesdienst gegangen war.

Nach diesen zwei Jahren bewarb mich wieder mit demselben Kollegen bei einer Wohnbaugesellschaft in München. Das war natürlich auch noch nicht die große weite Welt, aber für meine Begriffe kam ich wieder einen Schritt vorwärts, denn es klappte. Wir wurden als Akkordmaurer aufgenommen, und auch wenn ich sagen kann, dass ich mein ganzes Leben lang fleißig war – so viel wie damals habe ich danach nie wieder gearbeitet. Von 6 Uhr morgens bis 18 Uhr abends standen wir auf der Baustelle. Das war extrem intensiv.

Die Bayern waren schon immer gut organisiert und für damalige Verhältnisse wirklich einzigartig. Das Unternehmen, in dem ich arbeitete, war, und ist nach wie vor, ein Vorbild in Bezug auf Organisation, Fleiß und Logistik. Trotz dieses anstrengenden Jobs besuchte ich dort dann auch noch zwei Jahre lang eine Fachschule für Bautechnik, die ich als Maurermeister und Bautechniker abschloss.

Die Zeit in München war spannend, interessant, lehrreich und lukrativ. Es war mitten in der Hochkonjunktur, und 1972 fanden auch noch die Olympischen Sommerspiele statt. Da gab es viel zu arbeiten, aber auch viel zu erleben. Auf unseren Lohnzetteln fand sich das Dreifache der üblichen Gehälter. Später, als das Hoch vorbei war, verdienten wir dann aber wieder normal und beschlossen, das Abenteuer Bayern in absehbarer Zeit zu beenden. Vorerst blieben wir aber noch dort, denn auch jenseits der Arbeit ereigneten sich ganz wesentliche Dinge.

Ehe und Familiengründung

1972 war wirklich ein ganz außergewöhnliches Jahr. Im Osterurlaub, den ich wie gewohnt zu Hause verbrachte, sollte ich meine zukünftige Frau kennenlernen. Vom Sehen kannte ich sie schon – als das Mädchen, das mir bereits Jahre zuvor in der katholischen Jugend immer aufgefallen war, weil es mich einfach verzückte, aber wir waren nie näher in Kontakt gekommen. Der Ort unserer Begegnung an diesem Osterfest sollte Jahrzehnte später noch einmal eine ganz besondere Bedeutung bekommen, gemessen am Spruch »Was Gott zusammengeführt hat, soll der Mensch nicht trennen!«

Es war am Karsamstag und wie gewohnt fuhr ich mit meiner Familie zum Gottesdienst. Ich ging allein hinauf auf den Chorstand, auf die Männerseite, wie das damals eben noch so üblich war. Als der Getriebene, der ich damals war, konnte ich nicht widerstehen und schielte hinüber zu den Frauen. Da stand sie, DIE Frau, die einst das Mädchen aus der katholischen Jugend gewesen war. Sie gefiel mir noch immer sehr gut. Nein, sie gefiel mir noch viel besser. Immer und immer wieder wollte ich zu ihr hinüberschielern, und es war mir, als hörte ich im wahrsten Sinne des Wortes Engelschöre singen.

Vom Gottesdienst selbst habe ich nichts mitbekommen. Ich hatte nur noch Augen für sie. Mir war klar, dass ich sie irgendwie kennenlernen musste. Ich weiß nicht mehr so genau, ob ich

dafür ein Stoßgebet gen Himmel sandte, aber erhört wurde mein Wunsch auf jeden Fall. Nach der Kirche sah ich sie allein vor der Tür stehen. Das war meine Chance, diesen Moment musste ich nutzen. Also ging ich zu ihr und fragte höflich, aber ohne lange Umschweife, ob ich sie in die Weinstube zu einem Gläschen Wein einladen dürfe. Es würden auch noch ein paar Freunde mitkommen, weil irgendwie sowieso jeder jeden kannte. Somit schien mir die Anbahnung unverfänglicher und nicht so plump.

Edeltraud willigte ein, und an diesem Abend hat es bei uns beiden gefunkt. Ich konnte meine Augen sowieso nicht von ihr lassen und mein Herz klopfte die ganze Zeit über wie wild. Ich wollte diese bezaubernde junge Frau wiedertreffen, und zwar so schnell wie möglich. Bereits am nächsten Tag folgte sie meiner Einladung in einen Gasthof in Leonfelden, und das war mit Sicherheit der beste Ostersonntag meines Lebens, denn an diesem Tag begann unsere Liebesgeschichte in Form einer unschuldigen Romanze.

Für mich ging es dann zurück nach München, und Traudi, wie ich meine Frau von Anfang an nannte, arbeitete damals in einem Hotel am Wallersee. So weit wohnten wir also gar nicht voneinander entfernt, und zunächst blieben wir durch unsere Herzen und viele Briefe verbunden. Doch schon bald besuchte ich Traudi an ihrem Arbeitsplatz. Gut ausgerüstet mit Ratschlägen eines befreundeten Pärchens, das mich begleitete, fuhr ich zu meiner Angebeteten. Es war unbeschreiblich schön sie wiederzusehen, und ich wusste: Das ist meine Frau! Auch meine Freunde waren von Traudi sofort begeistert, und einige Wochen danach trafen wir uns dann wieder in der alten Heimat. Wir gingen gemeinsam aus und dieses Mal nahm ich Traudi auf der Fahrt nach Bayern mit und brachte sie zurück in ihr Hotel am Wallersee.

Von diesem Wochenende an waren wir hochoffiziell ein Paar, und dennoch ließ Traudi mich noch fast ein Jahr zappeln, bis ich

sie das erste Mal auch körperlich lieben durfte. Ihr großer Herzenswunsch war, unberührt in die Ehe zu gehen, aber so sehr ich sie auch liebte – soweit ich das Wort Liebe damals eben verstand – und ihr alle Wünsche von den Augen ablesen wollte, diesen konnte ich ihr einfach nicht erfüllen. Dazu war ich nicht stark genug. Es dauerte auch nicht lange, bis Traudi schwanger wurde und zu mir nach München zog, wo wir gemeinsam über ein Jahr verbrachten.

Am 20. April 1974 gaben wir uns dann in der Stadtpfarrkirche in Freistadt das Ja-Wort. Ich weiß noch, wie aufgeregt ich war, dass ich dieses entzückende Mädchen von damals nun wirklich zur Frau nehmen durfte. Es war eine klassische Landhochzeit, mit viel Pomp und Trara. Die Musik spielte auf, viele Gäste waren gekommen und die Schaulustigen standen Spalier, es wurde getanzt, gesungen und gefeiert – ganz so, wie Hochzeiten am Land zur damaligen Zeit eben über die Bühne gingen.

Wenige Monate später, nämlich am 21. September 1974, komplettierte dann Tochter Claudia unser großes Glück. Zur Geburt fuhr Traudi nach Oberösterreich, ich hingegen blieb in München, weil es für Männer damals nicht Usus war, bei der Geburt dabei zu sein. Allzu lange wohnten wir als Jungfamilie aber nicht mehr in Bayern. Schon bald ging es zurück nach Österreich, wo ich in Linz bei der Baufirma Weissl als Bautechniker und Bauleiter eine neue Karriere begann.

Hausbau, Unternehmensgründung und Erfolgsgeschichte

Nach unserer Rückkehr aus München wohnten wir bei meinen Schwiegereltern in einer Ein-Zimmer-Wohnung in Lasberg. Dort baute ich dann auch unser eigenes »Ich bau mit«-Haus und ein zweites für meine Schwägerin. Ich fungierte als Vorarbeiter und die ganze Familie half mit. Der Bau ging rasch voran und die Häuser wurden richtig schön. Das bemerkten auch die Leute in der Umgebung, und es dauerte nicht lange, bis sich die ersten Hausbau-Interessenten für die Planung ihres Einfamilienhauses bei uns meldeten. So entstand die Vision eines eigenen Unternehmens, wofür ich in Wien eine zweijährige Ausbildung zum Baumeister mit entsprechender Prüfung absolvierte. Das war das Fundament für mein künftiges Unternehmen.

Zwischenzeitlich, nämlich 1978, kam auch unser zweites Kind zur Welt. Wir freuten uns über unseren Sohn Christian genauso wie vier Jahre zuvor über Claudia. Beide Kinder waren erwünscht und machen uns heute noch große Freude. Christian hat mittlerweile den Betrieb übernommen, den ich dann 1983 mit Traudi gründete. Firmensitz von »WimbergerHaus« war das Untergeschoß unseres Hauses. Wir waren ja nur zu dritt, weil wir mit lediglich einem Mitarbeiter, dafür aber gänzlich ohne Schulden, begonnen hatten.

Das war ein richtig großer Schritt für uns. Wir wagten es, unsere Träume zu verwirklichen. Ein Unternehmen von der Pike auf-

zubauen ist die spannendste Sache der Welt. Da darf es keinen Stillstand geben, das lässt der Verdrängungswettbewerb nicht zu. Entweder Wachstum oder Welken – dazwischen gibt es nichts.

Wer am schnellsten auf die Veränderungen am Markt reagiert und am kundenfreundlichsten ist, gewinnt das Spiel. »Hilf möglichst vielen Menschen, das zu bekommen, was sie sich im tiefsten Herzen wünschen, dann werden auch deine Wünsche erfüllt werden.« Das war und ist meine Unternehmensphilosophie, bei der mich auch Traudi immer vollauf unterstützte. Sie stand von Anfang an tatkräftig an meiner Seite und übernahm die Aufgaben in Sekretariat und Buchhaltung.

Ich hatte ein erfolgreiches »Ich bau mit«-System entwickelt, bei dem unser Unternehmen ein bis zwei Mitarbeiter stellte und der Bauherr zwei bis drei Arbeiter. Dadurch konnten, und können nach wie vor, 25 % der Baukosten eingespart werden – diese Art des Bauens begeistert unsere Kunden bis zum heutigen Tag. Rasch war unserem kleinen Betrieb Wachstum beschieden, und ich hatte das große Glück, die besten Mitarbeiter der Umgebung nach unserer Philosophie ausbilden zu können.

Im Jahr der Firmengründung startete ich an der Pädagogischen Akademie in Linz außerdem eine Ausbildung zum Berufsschullehrer, weil ich die Berufung dazu verspürte. Unterrichtet hatte ich zu dem Zeitpunkt bereits drei Jahre lang an der Berufsschule Freistadt. Ein Jahr nach Abschluss der Ausbildung, also 1986, hörte ich aber auf zu unterrichten, weil ich mich ab diesem Zeitpunkt voll und ganz unserem Unternehmen widmen wollte. Zur damaligen Zeit wurde der Einfamilienhausbau von den Mitbewerbern sehr stiefmütterlich behandelt. Die meisten Betriebe konzentrierten sich auf den Objektbau. Mein Herz schlug aber für Einfamilienhäuser. Das war meine große Chance und beschied mir gute Geschäfte.

Jährlich wuchs der Betrieb um über 20 Prozent, und zwar über zehn oder fünfzehn Jahre hinweg. Ich hatte die berühmte gute Idee zur richtigen Zeit. Damals wurden Keller noch mit Betonschalungssteinen ausgeführt. Wir waren eine der Ersten, die die Keller mit der innovativen Aluminium-Leichtbau-Schalung einschalten und betonierten – und zwar an einem Tag. Innerhalb kürzester Zeit stellten wir täglich zehn bis dreizehn Keller her. So kamen auch viele Bauunternehmen auf uns zu, für die wir dann professionell, schnell und preisgünstig Fertigg Keller errichteten. Binnen einiger Jahre waren wir Marktführer im Kellerbau und hatten bereits 50 Mitarbeiter. Meine Ziele waren aber höher. Ich wollte die Marktführerschaft im gesamten Einfamilienhausbau.

Um diesem Ziel näherkommen zu können, spezialisierten wir uns auf die Beratung, Planung und Ausführung von Ziegelmassiv-Einfamilienhäusern. Wir erstellten professionelle Werbeunterlagen und das Unternehmen wurde immer renommierter. In erster Linie erlebten wir unseren Erfolg durch die Weiterempfehlung unserer Kunden. Wir gestalteten sehr bald eine Mitarbeiterzeitung und in späterer Folge eine Kundenzeitung und einen Weihnachtskalender, und bis zum heutigen Tag haben wir die Kundenbeziehungen nicht abreißen lassen. Kunden zu Freunden machen, das war unser Motto und das war uns wichtig. Diese Philosophie trägt auch mein Sohn weiter. Und auch ich habe meinem Vater viel zu verdanken, dass unser Unternehmensaufbau so gut funktionierte. Er war ein tüchtiger Bauer und Sämann. Als ich ein Kind war, brachte er mir bei, dass der Mensch das erntet, was er sät. Ich durfte ihm beim Getreidesäen und beim Ernten zusehen. Darauf freute er sich immer besonders. Er zeigte mir, wie viele Körner in einer Getreideähre gewachsen waren. Davon sparte er immer genug für die nächste Aussaat im Frühling auf. Mein Vater lehrte mich, dass man bei den Samenkörnern nicht geizig sein

durfte. Als Unternehmer wusste ich dann, dass man immer wieder investieren sollte, ganz besonders in das Marketing.

Abgesehen davon ist die Freude der Familien, wenn sie ihr schönes, neues Eigenheim beziehen, viel kostbarer als jede Investition. Wir wollten unsere Kunden nie einfach nur zufriedenzustellen. Wir wollten sie durch die Erfüllung ihres Lebensraums begeistern und glücklich machen. Ein hohes Ziel, und andererseits auch so einfach. Mir war immer bewusst, was es für Menschen bedeutet, wenn sie zum ersten Mal die Tür zu ihrem eigenen Haus aufschließen. Das ist ein ganz besonderer Moment. Ein Haus zu bauen ist so viel mehr als eine Dienstleistung. Vermutlich hat mein Herz auch immer genau dafür geschlagen. Ich konnte mich nie sattsehen an den glücklichen Gesichtern, wenn es wieder so weit war, dass eine Familie ihr soeben fertiggestelltes Traumhaus bezog.

Ein Haus hat man normalerweise fürs Leben. Es ist nichts schnell Vergängliches. Darum sollte es auch mit Liebe gebaut werden. Zusätzlich helfen bei unserem »Ich bau mit«-System die Menschen selbst beim Bau ihres Hauses mit. Sie sind somit an der Realisierung ihres Traums beteiligt. Ihr Haus entsteht nicht nur durch die Arbeitskraft Fremder, die man dafür bezahlt. Da steckt so viel mehr drin, und wohl auch deshalb sind durch unsere Arbeit nicht nur Häuser entstanden, sondern auch Beziehungen. Alternativ gibt es ein zweites System, bei dem unsere Kunden ihre Häuser schlüsselfertig überreicht bekommen, ohne eigene Arbeitsleistung. Unsere besondere Stärke ist, dass wir stets auf die individuellen Wünsche und Bedürfnisse jedes einzelnen Kunden eingehen.

Eine der wichtigsten Lektionen in meinem Leben war, dass gute Beziehungen zum einen essentiell für die beste Arbeitsleistung und zum anderen das Wichtigste für jeden Menschen sind. In der

letzten Psychologiestunde an der Berufspädagogischen Akademie in Linz sagte Professor Dr. Walter Rieder zu uns Studierenden: »Wenn ihr euch von diesen zwei Jahren einen Satz merkt, dann bin ich vollauf zufrieden mit euch.« Dieser Satz hieß: »Ich mag meine Schüler!« Bereits als Berufschullehrer versuchte ich, die Liebe zu den Schülern zu leben, und ich habe diese Erkenntnis auch ins Bauunternehmen mitgenommen. Dort habe ich diese Weisheit im Umgang mit den Mitarbeitern angewendet.

Ich wusste: Wenn unsere Mitarbeiter spürten, dass sie wertgeschätzt wurden, dann spürten das auch unsere Kunden. Neben der Liebe zu den Menschen, die für mich und mein Unternehmen arbeiteten, legte ich auch immer großen Wert auf deren optimale Schulung und Ausbildung. Jedes Jahr gab es Aufstiegsmöglichkeiten für die besten Mitarbeiter. Sie konnten den Sprung von der Baustelle ins Büro machen. Das wollten nicht alle, weil viele ihren Beruf draußen liebten. Jene, die sich für einen Wechsel entschieden, absolvierten ihre Fortbildungsmaßnahmen in den Wintermonaten.

Tüchtigkeit und Fleiß allein waren mir nicht genug. Der Service war und ist das A und O. Bis heute leben wir noch bis zu 85 % von der Weiterempfehlung unserer Kunden. Das sollte auch den Mitarbeitern bewusst sein, und darum legen wir höchsten Wert darauf, dass auch sie mit den Kunden gut und freundlich umgehen. Das habe ich so eingeführt, und das ist heute noch so. Es war mir immer wichtig, weil dadurch das Unternehmen mit kundenfreundlichen Mitarbeitern immer attraktiver und anziehender wurde. Ich bin Gott sehr dankbar für all die wunderbaren Menschen, die nach wie vor in unserem Unternehmen arbeiten.

Wie gute Beziehungen zu Mitarbeitern, Kunden und Partnern funktionieren, das hatte ich sehr schnell verstanden und immer für extrem wichtig erachtet. Weniger gut gelang mir das leider mit

meiner Ehefrau und meinen Kindern. Ich kann mir heute nicht erklären, warum das so war, denn auch meine geschäftlichen Beziehungen lebte ich aus dem Herz heraus und nicht bloß aus Kalkül für das Unternehmen. Und selbst wenn ich wirklich sagen kann, dass ich meine Frau und meine Kinder immer über alles liebte, so hatte ich dennoch keine funktionierenden Beziehungen zu ihnen aufbauen können. Erst sehr spät – und ich möchte Gott wirklich danken, dass es nicht *zu* spät war –, habe ich gelernt, auch ihnen auf Herzesebene zu begegnen. Dafür brauchte ich die lebendige Beziehung mit Jesus Christus, aber die erfuhr ich erst viele Jahre nach meinem Beginn als Unternehmer.

Auf dem besten Weg, mein Leben zu zerstören

Vorerst lebte ich ein Leben frei nach dem Motto »Der Schein trägt«, denn innen war vieles ganz anders als von außen betrachtet. In der Vorbereitung für die Baumeisterprüfung wurde mir klar, dass man an der Stärke des Fundaments bereits die zukünftige Höhe eines Gebäudes erkennen kann. Das größte und teuerste Gebäude hat keinen Wert, wenn es nicht auf ein tragfähiges Fundament gebaut ist, weil es dann keine Stabilität hat und über kurz oder lang zusammenbrechen wird. Ein tragfähiges Fundament ist auch für einen Menschen wichtig und umso mehr für einen Unternehmer. Darunter verstehe ich den bewussten Glauben an Jesus Christus. Leider hatte ich weder meine Eheschließung noch meine Unternehmensgründung auf ein solches, starkes Fundament gebaut.

Von außen betrachtet war alles wunderbar. Wir waren mit dem Betrieb bereits vom ersten Jahr an erfolgreich, wir waren ein sehr glückliches Paar, gesegnet mit lieben und gesunden Kindern, und es mangelte uns an nichts. Unser Haus war schuldenfrei und wir konnten uns schöne Urlaube leisten. Damit waren also die besten Voraussetzungen für eine glückliche Familie und ein ebensolches Leben gegeben. Aber wie heißt es so schön: Wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis. Und genau das tat ich.

Die Menschen in der Umgebung und in unserem Ort bewunderten uns als glückliche Vorzeige- und Jungunternehmer-Fa-

milie. Nach rund zwei Jahren, also 1985, hatte ich bereits einiges auf ein Sparbuch gelegt, das ich im Tresor meiner Hausbank deponierte. Dieser Betrag diente vor allem dazu, mein kleines und kaum vorhandenes Selbstwertgefühl aufzupolieren. Man kann auch sagen, aufzuwerten, allerdings mit den falschen Werten. Andere kannte ich damals jedoch nicht. Zusätzlich bestätigte das Geld den Leitspruch meiner Eltern: »Leiste was, dann bist du was!« Und genau das war der Haken. Daraus bezog ich nämlich meinen Selbstwert. Ich musste mich immer über Leistung definieren – also über etwas, das von außen kam. Heute kann ich dieses Manko erkennen, aber damals war mir das überhaupt nicht bewusst. Darum dauerte es nicht lange, bis ich zum Workaholic wurde. Morgens war ich der Erste im Unternehmen und abends der Letzte. Ich stand jeden Tag um 5:30 Uhr auf und arbeitete oft bis Mitternacht und auch darüber hinaus. Auch an den Wochenenden gönnte ich mir kaum Erholungsphasen. Wenn wir zu Hause Besuch hatten, wurde ich spätestens um 16 Uhr unruhig und ungeduldig, weil es mich schon wieder ins Büro zog. In dieser Zeit musste meine Gesundheit viel aushalten. Entspannung gönnte ich meinem Körper nicht. Ich war ein Getriebener und stand ständig unter Strom. Den selbst auferlegten Leistungsdruck versuchte ich mit Alkohol und Fremdgehen auszugleichen. Irgendwie möchte sich der Mensch ja betäuben und belohnen – so sah ich das damals jedenfalls.

Zudem fiel mir nicht einmal auf, dass ich meinen Kindern viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Ich war mir dessen einfach nicht bewusst. Noch heute zerreißt es mir das Herz, wenn ich daran denke, wie selten ich sie ins Bett gebracht oder ihnen einen Gute-Nacht-Kuss gegeben habe. Ich machte die gleichen Fehler wie meine Eltern. Es war ganz ähnlich wie damals, als ich Kind war. Ich hatte nie gelernt, wie man Liebe zeigt, weil ich sie selbst

kaum bekommen hatte. Demzufolge war ich auch nicht fähig, meinen Kindern gegenüber Liebe zum Ausdruck zu bringen.

Meine Frau lebte in der Annahme, dass ich nur in der Startphase so viel arbeiten müsste und wollte – das war ein Trugschluss, denn schon bald sah unser gesamter Alltag so aus, der in gewisser Weise zur selbst gewählten Versklavung wurde. Auch für Traudi, denn sie arbeitete nicht nur im Betrieb mit, sondern kümmerte sich zusätzlich um die Kinder, den Haushalt und den Garten. Dass sie außerdem jeden Tag frisch kochte, war eine Selbstverständlichkeit.

Ich habe mich nie gefragt, wie sie das alles auf die Reihe bekam, noch dazu mit einem Mann an ihrer Seite, von dem auf mentaler Ebene so gar keine Unterstützung kam. Viel zu sehr war ich mit meiner Arbeit beschäftigt und damit, wie ich mich dafür belohnen konnte. Mit meinem Mercedes S-Klasse, in dessen Handschuhfach immer ein Stoß 1000-Schilling-Scheine lag, steuerte ich relativ zielsicher den mehr oder weniger vorprogrammierten Untergang an.